

DIE „NEUE ZÜRCHER ZEITUNG“ – EINE SCHWEIZERISCHE INSTITUTION

Andreas Oplatka

ERINNERUNGEN UND ERKENNTNISSE

„Wie erklärt man den grossen Ruf der Neuen Zürcher Zeitung? Was ist an der NZZ so besonders?“ Während der 35 Jahre, die ich als Redakteur und politischer Korrespondent des Blattes verbracht habe, wurden mir diese und ähnliche Fragen unzählige Male gestellt. Und nicht nur mir. Alle Mitarbeiter der NZZ kennen diese teils skeptischen, teils neugierigen und zuweilen auch von unkritischer Bewunderung diktierten Formulierungen, mit denen sich Aussenstehende nach den Rezepten, nach den „Geheimnissen“ erkundigen. In der Tat, es ist nicht ohne weiteres einzusehen, weshalb ein deutschsprachiges Blatt, das in einer nicht gerade überdimensionierten Stadt erscheint – Zürich hat weniger als 400 000 Einwohner – sich solcher internationalen Reputation erfreut. Zumal die Schweiz selber, getreu ihrer traditionellen Neutralitätspolitik, vorsichtig eher ausserhalb des Weltgeschehens steht. Warum also gilt die NZZ als eine Adresse erster Qualität, woher ihr Ansehen?

Der Verfasser dieser Zeilen, wie gesagt, spricht aus Erfahrung. Und doch traut er sich nicht zu, auf die oben gestellten Fragen erschöpfende Antworten zu geben. Über die NZZ sind viele Betrachtungen, Analysen geschrieben worden, verschiedene Autoren haben die Geschichte der Zeitung in mehrbändigen Büchern verarbeitet. Das Ziel dieses Essays kann es nicht sein, mit ihnen in Konkurrenz zu treten. Der geneigte Leser, sofern er sich findet, wird im Folgenden eher persönlichen Erinnerungen folgen können, aus denen vielleicht die eine oder andere Erkenntnis und Auskunft darüber hervorgehen mag, was denn das Besondere der „Neuen Zürcher Zeitung“ ausmacht.

Um also beim eigenen Anfang anzusetzen: Da sass ich, frischgebackener Absolvent und Doktor der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, im Büro des Leiters der aussenpolitischen Redaktion der NZZ. Schüchtern hörte ich zu, was er mir zu sagen hatte, der ich gekommen war, um mich nach einer Stellenmöglichkeit zu erkundigen. Der Redakteur hiess Eric Mettler, er ist leider viel zu früh verstorben; er war und blieb für mich eine der eindrucklichsten Persönlichkeiten, denen ich im Leben begegnet bin. Sachkenntnis, politischer Instinkt und eine unbändig temperamentvolle Formulierfreude machten aus ihm einen Journalisten-Grandseigneur. Äusserlich gab er sich oft schroff, und man musste ihn besser kennen lernen, um allmählich zu verstehen, dass er ein grundgütiger Mann war, der sich die harte Schale aus Selbstschutz zugelegt hatte, damit seine weiche Natur nicht ständig missbraucht werde. Bei der ersten Begegnung, versteht sich, offenbarte sich bloss seine harte Seite.

„Sie wollen also zu uns“, sagte er. „Nun ja, das wollen manche, zehne kommen, einen behalten wir. Sie können es auch versuchen.“ Geradezu ermutigend tönte das nicht. Ob er denke, ich müsste vielleicht eher bei einem kleinen Blatt anfangen? Ob ihm jemand lieber sei, der schon anderswo das Handwerk erlernt habe? Oder ziehe er doch einen Anfänger vor, der im Hause NZZ ausgebildet werde? „Das Handwerk?“ fragte er zurück und meinte dann wegwerfend: „An einem besseren Ort als bei uns können Sie es nicht lernen.“ Aha. Und worauf es ankomme, welche journalistischen Vorkenntnisse man mitzubringen habe? „Keine“, erwiderte er. Was er hernach auseinandersetzte, blieb mir im Gedächtnis, und ich sollte mich in späteren Jahren oft dabei ertappen, dass ich gegenüber jungen Leuten, die mit dem Beruf des Presseannes liebäugelten, Eric Mettlers Worte wiederholte.

Er sagte dies: „Mir ist ein Zahnarzt, der mit vierzig Jahren beschliesst, den Bohrer an den Nagel zu hängen und Journalist zu werden, viel lieber als ein junger Mann, der Journalismus studiert und eine Dissertation über die Geschichte der indischen Presse im 19. Jahrhundert geschrieben hat. Denn der Zahnarzt beherrscht etwas, ein Fachgebiet, er ist ein Spezialist. Wenn er Talent zum Schreiben

mitbringt, kann er etwa innerhalb der innenpolitischen Redaktion der Sachverwalter solcher Gebiete werden wie Medizin und Schulmedizin, Prävention und Versicherungsfragen, das Gesundheitswesen allgemein. Mit den Journalismus-Kenntnissen des jungen Universitäts-Absolventen dagegen können wir wenig anfangen. Was er über die indische Presse weiss, ist an einer Redaktion nutzlos, und was ihm Professoren für Kommunikationswissenschaft erzählt haben, hilft ihm in der Praxis auch nicht viel. Die Redaktionen sind verschieden, der Herstellungsprozess, die Entstehung des Produkts, das verläuft in jedem Haus nach seinen eigenen Regeln. Diese Regeln lernt der Neuling überall in wenigen Wochen, und damit hat's sich. Wissen muss man, wenn man zu uns kommt, nicht das Wie, nicht die Art und Weise, wie eine Zeitung entsteht, sondern das Was: man muss ein Fachgebiet gründlich kennen, eines, dessen Themen man dem Leser vermitteln will. Kurzum, was zählt, ist eine solide wissenschaftliche Ausbildung, und dazu sind – namentlich bei der Spezialisierung auf die Aussenpolitik – möglichst gute Sprachenkenntnisse erforderlich. Und halt Talent für das Metier. Ob man das hat oder nicht hat, auch das weist sich nach kurzer Zeit.“

Besser liesse es sich auch nach all den Jahrzehnten nicht sagen, die seit diesem Gespräch vergangen sind. Die zitierten Grundsätze bleiben gültig, mag auch das Pressewesen in der gleichen Zeitspanne manche einschneidende Änderung erfahren haben. Als Prinzip stand und steht für die NZZ fest, dass bei der Neuanstellung von Nachwuchsleuten das abgeschlossene Studium eine Bedingung ist. Begabte junge Leute, die während des Studiums schon für das Blatt arbeiten und von der Universität gern endgültig und vorzeitig in die Redaktion umzögen, werden in der Regel ermahnt, in die Hörsäle und Seminare zurückzugehen, ihre Abschlussprüfungen abzulegen und dann, wenn der Journalismus sie immer noch lockt, im NZZ-Haus wieder vorzusprechen. Ich weiss nicht, ob es die in Groschenromanen oft geschilderte Pionierepoche je wirklich gegeben hat, in welcher der aufstrebende junge Mann mit 15 Jahren als Zeitungsausträger beginnt, dann in den Verlagsräumen als Bürohilfskraft arbeitet, hernach Artikel schreibt, zum Starreporter und schliesslich zum Chefredakteur oder womöglich zum Pressemagnaten aufsteigt. Sicher aber bin ich, dass solche mit Vorliebe in Amerika spielenden Selfmademan-Geschichten heute nicht mehr vorkommen.

Die NZZ ihrerseits setzt jedenfalls auf Spezialistentum. Wenn ich die eigene Berufslaufbahn gleich vom Ende her betrachten darf: Es fand sich, dass ich nach dreieinhalb Jahrzehnten bei der „Neuen Zürcher Zeitung“ zuletzt eine andere Richtung wählte, wählen musste: Ich habilitierte mich als Universitätsdozent für osteuropäische Geschichte. Bei dieser Prozedur wurde ich – schriftlich und mündlich – nicht wenige Male darum gebeten, meinen „wissenschaftlichen Lebenslauf“ zu schildern. Worauf ich stets guten Gewissens zur Antwort gab, einen solchen hätte ich im universitären Sinne nicht vorzuweisen, wohl aber nach den Kriterien der NZZ. Denn das Blatt beschäftigt eben Spezialisten. Es fordert und fördert die Beschäftigung seiner Journalisten mit engeren Arbeitsgebieten, sorgt dafür, dass sie die Fachzeitschriften und die Fachliteratur lesen können (letztere oft besprechen müssen) und schickt die eigenen Redakteure auch an internationale Tagungen ihrer Disziplin, damit sie über das dort Gesagte berichten. Möge niemand beleidigt sein (in Professorenkreisen gehört es zum guten Ton, sich über „das journalistische Niveau“ herablassend zu äussern), keiner also soll mir grollen, wenn ich meine, die im Berufsleben erworbenen Kenntnisse manch eines NZZ-Mannes brauchten sich neben denen eines Universitäts-Ordinarius nicht zu verstecken.

Was bedeutet Spezialistentum innerhalb einer Redaktion? Vorerst einmal soviel, dass es eine Arbeitsteilung gibt. Unter den Redakteuren, die sich etwa mit Innenpolitik befassen, wird es Leute geben, die hauptsächlich über die Parteien, das Parlament, die Regierungstätigkeit Bescheid wissen, andere, die – von Haus aus Juristen – das Rechts- und Gerichtswesen verfolgen, wieder andere, die sich mit Verkehrsfragen, mit der Energieversorgung, mit Gesundheitsproblemen befassen, mit der Landesverteidigung, und man könnte noch manches aufzählen. Bei der aussenpolitischen Sparte wiederum sind die Welt und ihre Regionen unter den Mitgliedern des Ressorts aufgeteilt, die sich (neben einem allgemeinen Überblick, immerhin) auf das Geschehen in ihrem Spezialgebiet konzentrieren. Ähnliches gilt für die Wirtschafts- und die Kulturredaktion und auch für die Kollegen, die sich mit dem Sport befassen; auch sie kennen Trennungen, je nachdem, wer von ihnen sich eher

für Fussball oder Leichtathletik, Fechten oder Tennis interessiert und in der jeweiligen Sportart am besten auskennt.

Diese Struktur kann sich natürlich nur eine grosse Zeitung mit einer grossen Belegschaft leisten; an der Redaktion eines kleinen, lokalen Blattes, wo zwei bis drei Leute die Zeitung machen, sind die wenig beneidenswerten Kollegen dazu verpflichtet, sich mit allen möglichen Themen abzugeben, über die alle Bescheid zu wissen, was schlicht nicht menschenmöglich ist. Bei einem Blatt wie der NZZ bedeutet dagegen die Arbeitsteilung unter Spezialisten soviel, dass Nachrichten und Berichte, die gedruckt werden, als Manuskript zuvor durch die Hände von jemandem gehen, der über das fragliche Sachgebiet besondere Kenntnisse hat.

Das bedeutet für die Redakteure kein bequemes Leben, denn in dem solcherart organisierten Herstellungsprozess ist an der Redaktion jedermann Tag für Tag auch in den Nachrichtendienst eingespannt. Alle haben als Spezialisten darüber zu entscheiden, welche Depeschen, die ihr Fachgebiet betreffen, ins Blatt gehören und welche nicht, und man erwartet von ihnen ebenso, dass sie die längeren, sie angehenden Berichte lesen, kontrollieren und verbessern. Eine Trennung zwischen Nachrichten- und politischer Redaktion (zwei Etagen also, wo sich die jeweiligen Redakteure einzig mit den hereinkommenden Meldungen oder mit der Kommentierung befassen), kennt man bei der NZZ nur sehr bedingt. Das System bietet eine gewisse Garantie dafür, dass der Nachrichtenstoff gesiebt, von manchem (ach, so häufigen) Unsinn gereinigt in die Zeitung kommt. Es bringt allerdings eine tüchtige zusätzliche Belastung für jene zumeist älteren Redakteure mit sich, die von Zeit zu Zeit Kommentare verfassen müssen, zugleich aber auf diese Weise gezwungen sind, Redaktionsdienst zu leisten.

Oft freilich, und am meisten als Auslandskorrespondent, ist man für diese Art der Arbeitsteilung unter Spezialisten dankbar. Der Korrespondent ist auf die Hilfe der Kollegen zu Hause angewiesen, denn bei allen Kontakten, die er in einer fremden Hauptstadt unterhalten mag, hat er eben immer wieder mit Themen und Problemen zu tun, die er mit seinem Wissensstand allein nicht zu meistern imstande ist. Dazu ein Beispiel aus eigener Erfahrung. Ich berichtete in den mittleren achtziger Jahren als politischer Korrespondent der NZZ aus Moskau, aus der damals noch sehr wohl bestehenden Sowjetunion, und so geschah es, dass von Ende April 1986 an die Katastrophe im Atomkraftwerk von Tschernobyl mir immer wieder und sehr intensiv zu tun gab. Das Unglück und seine Folgen – das Thema als Aktualität beschäftigte die Weltpresse während langer Monate.

Nun hatte ich ein philologisches Studium absolviert, und meine Kenntnisse in Physik gingen auf Vorzeiten im Zürcher Kantonalen Gymnasium zurück, wo ich – dass ich es nur gestehe – in den naturwissenschaftlichen Fächern das Gegenteil eines glänzenden Schülers gewesen war. In Moskau musste ich nun in wenigen Tagen (beim ersten Bericht in wenigen Stunden) manchen in der Kantonsschule schon schlecht gelernten und längst vergessenen Grundbegriff der Kernphysik mir anzueignen versuchen. Ein nicht sehr aussichtsreiches Unterfangen. Ich tat, was sich tun liess (was herzlich wenig war), durfte mich aber trotzdem in Sicherheit fühlen. Denn ich wusste, dass an der Redaktion der NZZ zu Hause mehrere naturwissenschaftlich ausgebildete Kollegen arbeiteten, die mein mit dem Telex nach Zürich geschicktes Manuskript mit Argusaugen lesen und dafür sorgen würden, dass nur fachlich Richtiges in die Zeitung käme.

Soweit es sich hier um eine persönliche Geschichte handelt, sind wir in der Chronologie weit vorgestossen. Zurück zum Anfang. Wer sich bei der NZZ als junger Mensch bewirbt, wird gewöhnlich gleich gefragt, ob er irgendwelche spezielle Kenntnisse und Interessen mitbringt. Ich konnte zur Antwort geben, dass ich das Schicksal von Ost- und Ostmitteleuropa am Herzen trage, dass ich, bedingt durch meine Herkunft aus Ungarn, es seit meiner Kindheit verfolge. Die Leiter des aussenpolitischen Ressorts hörten das offenbar nicht ungerne, denn was an Nachwuchsleuten zur Zeitung und in die Auslandsredaktion drängte, schwärmte in jenen Jahren namentlich für die Länder der Dritten Welt. Der graue, von üppigen ideologischen Phrasen zugedeckte Alltag der kommunistisch beherrschten Staaten zog dagegen kaum jemanden an. Dabei sahen der Chefredakteur, Fred Luchsinger, und Eric

Mettler, der Auslandsleiter, klar voraus, dass die sowjetische Herausforderung den Westen (und somit auch die NZZ) noch lange beschäftigen würde.

Meine ersten Monate bei der NZZ vergingen so, wie die Zeit eines jeden Volontärs: Ich wurde in die Arbeit am ausserpolitischen Pult eingeführt, lernte Meldungen zu redigieren, Korrespondentenberichte zu betreuen, kannte mich allmählich aus mit der Umbrucharbeit, die man in der Setzerei mit Typographen gemeinsam verrichtete, machte viel Nachtdienst, übersetzte mir zugeteilte Manuskripte aus dem Französischen und dem Englischen, und daneben wurde ich auch mit anderen Ressorts der Zeitung vertraut gemacht, indem man meine Fähigkeiten als Schreiber testete: Man schickte mich zur Berichterstattung zu ausserpolitischen Vorträgen („maximal fünfzig Zeilen!“), ich schrieb aber auch über innen- und lokalpolitische Ereignisse und half gelegentlich sogar beim Sport-Ressort aus. Es gab angenehme und unangenehme Aufträge. An einer Zürcher Autorenlesung, über die ich einen Artikel verfassen sollte, lernte ich den tschechischen Schriftsteller Ota Filip kennen, mit dem mich bis heute Freundschaft verbindet. Von einer maoistischen Kundgebung zu berichten oder von einem Tierexperiment an der Universität am Tag der offenen Türen, das fiel schwerer. Doch am Anfang waren, wie bei jedem Kandidaten, die eigene Vielseitigkeit, Anpassungs- und Improvisationsfähigkeit zu beweisen.

Dann bestellte mich eines Tages Eric Mettler in sein Büro und überfuhr mich mit der Frage, ob ich bereit wäre, für einige Jahre als politischer Korrespondent nach Skandinavien, genauer: nach Stockholm zu ziehen. Ich stammelte etwas von meiner Unkenntnis, ich sei noch nie in Schweden gewesen. „Umso besser“, erwiderte der Chef, „wir brauchen jemanden, der dort alles mit neuen Augen sieht.“ Ich könne kein Wort schwedisch, setzte ich meine Zweifel fort. Worauf er: „Das werden Sie lernen.“ Ob ich mich gleich entscheiden und ihm antworten müsse? Er schüttelte den Kopf: „Nein, Sie haben 24 Stunden.“ Nun wurde er milder (bekam mit meiner Unbeholfenheit offenbar Mitleid). Es gebe jetzt, sagte er, keine andere Möglichkeit, ins Korrespondentennetz der NZZ einzusteigen; in absehbarer Zeit werde im Ausland ausser Skandinavien kein Posten frei. Was er mich nun fragen wolle, sei deshalb theoretischer Natur, er stelle aber die Frage trotzdem: Wenn ich wählen könnte, wohin ginge ich als Korrespondent am liebsten. Ich zögerte nicht lange: „nach Osteuropa“. „Nein“, winkte er ab, „nein, der osteuropäischen Region sind Sie seelisch noch viel zu nahe. Sie müssen zuerst während etlicher Jahre anderswo beweisen, was Sie können, Ihre Sporen abverdienen, bevor wir Sie an jenes Terrain heranlassen.“

Das war – ich sah das später ein – eine weise Einsicht, der richtige Beschluss. Auf diese Weise wurde ich vorerst einmal politischer Korrespondent der NZZ in Skandinavien, mit Sitz in Stockholm und zuständig für die fünf nordischen Länder (Island mitgerechnet). Und auf gleiche Art machte ich später einen anderen „Umweg“, für den ich ein Leben lang dankbar bleibe: ich durfte für die NZZ beinahe sieben Jahre lang aus Paris berichten. Erst hernach „liess man mich“ an das osteuropäische „Terrain“ heran, indem ich nach Moskau geschickt wurde. Nun geht es hier nur insofern um meine persönlichen Erlebnisse, als sie für die NZZ massgeblich sind und Einsicht in die so genannten Geheimnisse des Blattes gewähren. Das Korrespondentennetz gehört zu diesen Besonderheiten, und dies unter zwei Aspekten: Die Dichte des Netzes gibt eine Erklärung dafür, weshalb das Blatt international geachtet ist, und die Behandlung und die Stellung des Korrespondenten liefern – dem Aussenstehenden auf den ersten Blick weniger ersichtlich – einen weiteren Hinweis.

Die Dichte zuerst. Lange erzählte man sich im Hause NZZ die Geschichte vom Mitarbeiter der „Washington Post“, der uns einmal besuchte und die Schwelle mit der unermüdlich wiederholten Frage überschritt: „Why are you so famous? Why, damned, are you so famous?“ Warum wir, verdammt noch mal, so berühmt seien. Man setzte sich mit ihm zusammen, verglich und stellte vor allem einmal fest, dass die „Neue Zürcher Zeitung“ etwa doppelt so viele Korrespondenten draussen in der Welt hatte als die „Washington Post“. Das bedeutete 30 bis 35 eigene, aus Zürich hinausgeschickte Korrespondenten und die doppelte Besetzung mancher wichtigen Hauptstadt, wo für die NZZ sowohl ein politischer als auch ein wirtschaftlicher Berichtersteller arbeitete. Hinzu kam eine grössere Anzahl

von Mitarbeitern im Ausland, die nicht täglich, aber regelmässig für unser Blatt schrieben. Das ist bis zum heutigen Tag nicht anders, obwohl sich leider auch die Frage stellt, wie lange es so bleiben kann. Der Konkurrenzdruck der neuen Medien, so des Internets, namentlich im Bereich der kommerziellen Werbung, und die sich rasch verändernden Bräuche insbesondere der jungen Generation bei der Beschaffung von Informationen, all dies setzte in den letzten Jahren die herkömmliche Presse unter starken Druck, dem auch die NZZ nicht entging.

Im Gegenteil, die grössten Leidtragenden der skizzierten Entwicklung sind die grossen, mit aufwendigen Mitteln hergestellten Meinungsblätter. Denn Boulevardblätter, die ihr Publikum mit seichten Geschichtchen unterhalten, führen in ihrem Etat keine voll angestellten Korrespondenten in Tokio, Delhi und Buenos Aires. Und ebenso wenig in den europäischen Hauptstädten. Im Haushalt der grossen Zeitungen fallen hingegen die Auslandskorrespondenten – Gehalt, Kosten des Auslandsaufenthalts für ihre Familien, Reise- und Übermittlungsspesen – schwer ins Gewicht; sie gehören zu den bedeutendsten Ausgabeposten. Und das gilt auch dann, wenn es bei der NZZ zur Tradition gehört, dass die Korrespondenten eher einfach leben: ohne Hilfspersonal, ohne Sekretariat, was in der internationalen Pressewelt nicht dem Stil aller Zeitungen entspricht. Doch selbst bei dieser einfachen Arbeits- und Lebensweise war es in den letzten Jahren offenbar unvermeidlich, dass die NZZ einige Korrespondentenstellen schloss, um Einsparungen zu erzielen. Dass die Verdünnung des Netzes mit Qualitätseinbussen einhergeht, fällt gegenwärtig vielleicht erst den professionellen Presseleuten auf; sollte es auch den Leserinnen und Lesern auffallen, dann allerdings wäre guter Rat buchstäblich teuer.

Die Stellung des Auslandskorrespondenten sodann. Die NZZ – insbesondere in ihrem aussenpolitischen Teil – wird Tag für Tag nicht von den Redakteuren zu Hause geschrieben, sondern von den Korrespondenten; am Sitz der Zeitung entstehende Kommentare erscheinen – im Gegensatz zu den meisten anderen Blättern – nicht täglich in einer besonderen Rubrik, sondern unregelmässig, von Zeit zu Zeit, je nach dem Gewicht der zur Diskussion stehenden Ereignisse. Einen festen Platz als gewichtiger Kommentar hat bei der NZZ jeweils nur der am Sonntag publizierte Leitartikel. Die Beurteilung des internationalen Geschehens ist ansonsten – im aussenpolitischen Ressort weitgehend, im wirtschaftlichen zu einem guten Teil – Sache der Auslandskorrespondenten. Die Redaktion verlässt sich auf ihre Berichte und Urteile, sie ergänzt ihre Artikel allenfalls durch Agenturmeldungen und manchmal mit einem eigenen Kommentar. Was aber dominiert, ist die im Ausland an Ort und Stelle gewonnene Sicht der Dinge. Ist der Redakteur, selber ein Spezialist einer Region, mit einer Korrespondentenmeinung nicht einverstanden, so schreibt ihm ein ungeschriebenes Gesetz vor, dass er die Differenz mit dem Korrespondenten telefonisch bespricht. Lässt sich die Differenz nicht ausräumen, so gilt im Allgemeinen der Standpunkt des Kollegen im Ausland; er kommt ins Blatt. Vorkommen kann allerdings – die liberale Bandbreite der Zeitung lässt dies zu –, dass zum Thema auch ein etwas abweichend tönender Kommentar erscheint, gleichsam um festzuhalten: in Zürich sieht man die Dinge nicht ganz im gleichen Lichte.

Liberale Bandbreite – halten wir das Wort fest. Zum liberalen Geist der NZZ passt es (passte es auch in meinem Fall), dass man sehr jungen Leuten bald schon sehr viel Verantwortung überliess und darauf vertraute, dass sie mit der Grösse der Aufgabe wachsen, sich entfalten und bewähren würden. Die Würdigung der persönlichen Leistung bei einem Minimum an Einmischung von oben, dies waren zu meiner Zeit massgebliche Grundsätze der NZZ, und hoffen kann ich nur, sie würden es noch lange bleiben. Eine politische Gardenpredigt eines Vorgesetzten musste ich mir in all den Jahren ein einziges Mal anhören. Gehalten wurde sie – zu Recht, wie ich damals schon zugeben musste – von Fred Luchsinger, dem Chefredakteur, der mir vorhielt, ich hätte mich, zumal als Vertreter eines Schweizer Blattes, nicht kritisch über den Ausgang einer Volksabstimmung in Norwegen zu äussern (es ging um die Ablehnung der EU-Mitgliedschaft), sondern das Urteil der norwegischen Stimmbürgerinnen und Stimmbürger zu akzeptieren und mir allenfalls in meinem Artikel Gedanken nur darüber zu machen, aus welchen Gründen die Abstimmung so und nicht anders gendete habe.

Ansonsten aber, wie gesagt, ist ein Korrespondent der NZZ weitgehend frei. Frei auch in der Wahl seiner Themen und des Zeitpunkts, in dem er über dies oder jenes berichten will. Er wird, versteht sich, beispielsweise bei Parlamentswahlen am Abend des Urnengangs ebenso seinen Artikel schreiben wie jeder andere ausländische Presseemann in der fraglichen Hauptstadt. Wie und was er aber zuvor über die Wahlkampagne nach Hause meldet, das ist schon seine Sache. Begeht er nicht eklatante Fehler, übersieht er in seinem Akkreditierungsgebiet keine Ereignisse von augenfälliger Bedeutung, dann wird sich von Zürich aus kaum jemand in seine Arbeit einmischen. Und meldet er sich einmal bei einem wichtigen Vorkommnis nicht, dann wird in der Regel ein Kollege von zu Hause anrufen und fragen: „Willst du über die Geschichte heute nichts schreiben? Sollen wir eine Agenturmeldung mit der Nachricht in die Zeitung einrücken, und machst du morgen eine längere Analyse?“ Gespräche, die anders, härter verlaufen, gibt es natürlich immer, zumal es beim Handwerk der Zeitungsleute nicht maniert höflich zuzugehen pflegt.

Dennoch – es ist Sache des Korrespondenten der NZZ, was er aus seinem Posten „herausholt“, in welchem Ausmass und unter Berücksichtigung welcher Themen er „seine“ Region in der Zeitung zum Blühen bringt. Was auch für die Kollegen an der Redaktion gilt, die ja ebenfalls Spezialgebiete verwalten. Man hat das auch schon mit einer Metapher ausgedrückt: Bei der NZZ ist jedem ein Gärtchen anvertraut, für dessen Pflege er allein sorgt; in den meisten Fällen ist die Ernte reich, im einen oder anderen vielleicht etwas dürr. Auf liberale Weise ist es aber dem Einzelnen und seinem Talent überlassen, aus der ihm gebotenen Möglichkeit das Beste zu machen.

Doch woher diese Weltoffenheit der NZZ? Ihr Interesse für das internationale Geschehen? Die Geschichte des Blattes ist aufs engste mit dem Aufstieg des liberalen Schweizer Bürgertums verbunden. Die frühe Gründung – im Jahr 1780, womit die NZZ eine der ältesten europäischen Zeitungen ist – hat mit dieser Tatsache zu tun. Namentlich damit, dass die Schweiz ursprünglich (und lange) arm war, ein zum grössten Teil unfruchtbares, im Hochgebirge sogar unbewohnbares Land, das über keine nennenswerten Naturschätze verfügt. Nebenbei bemerkt: Diese Tatsache der ursprünglichen Armut kennt kaum jemand, sie findet keine Erwähnung, wenn im Ausland von der Schweiz die Rede ist, von ihren Banken und Hotels, von der Milchsokolade und dem hohen Lebensniveau. Die Chance der Schweiz lag in der Industrialisierung, angesichts des eigenen kleinen Marktes aber vorab im Aussenhandel, ferner eben im Tourismus und im Durchgangsverkehr. Selbstgenügsamkeit konnte sich das aufstrebende Bürgertum niemals im gleichen Mass gestatten wie die Gesellschaften grösserer Nachbarländer. Dass jenseits der Berge auch Leute leben – das Sprichwort musste in der Schweiz früh schon naturgemäss zum eigenen Weltbild gehören. Wenn die Besitzer von Webereien und Textildruck-Manufakturen in den engen alpinen Tälern des Kantons Glarus ihre Ware bereits im frühen 19. Jahrhundert in die Ukraine und nach Kroatien, nach Norddeutschland und in die Türkei ausführten, dann benötigten sie, ebenso wie die anderen schweizerischen Industriellen, für die Planung ihrer Aussenhandelsbeziehungen verlässliche Informationen über die politischen und wirtschaftlichen Vorgänge in den von ihnen belieferten Ländern.

Diese Aufgabe der Informationsvermittlung übernahm in der Schweizer Handelsstadt Zürich die „Zürcher Zeitung“, die später den Namen „Neue Zürcher Zeitung“ annahm. An der Grundkonstellation hat sich seit den Anfängen der Industrialisierung und der Gründung des Blattes bei aller Andersartigkeit der Wirtschaft und der Medien nichts geändert. Man pflegt in der Schweiz zu sagen, dass jeder zweite erwirtschaftete Franken im Ausland verdient wird. Und die NZZ ist nach wie vor das Blatt, das sich zum Ziel gesetzt hat, über das Weltgeschehen umfassend und kontinuierlich zu berichten und damit dem Politiker, dem Geschäftsmann und dem Bildungsbürger zu dienen. Gewisse Informationsaufgaben nimmt in der Schweiz nur sie wahr. Als nach 1989/91 die kommunistischen Regime Ostmitteleuropas zerfielen und die Sowjetunion auseinanderbrach, sah sich die NZZ beispielsweise vor der kostspieligen Herausforderung, ihre Berichterstattung in der Region mit einem dichteren Netz von Korrespondenten neu aufzubauen. Das zuletzt alle überzeugende Argument lautete dabei, dass die Region in den nächsten Jahren für westliche Firmen zum Investitionsgebiet wird und dass in der Schweiz einzig die NZZ imstande ist, den Interessierten eine kontinuierliche und ausführliche Information sowie

Hintergrundanalysen über das Geschehen in den frei gewordenen und sich neu einrichtenden Ländern zu bieten.

Ein weiteres „Geheimnis“ (in Anführungszeichen, weil der Zugang zu diesen Geheimnissen niemandem verwehrt wird), besteht darin, dass die NZZ keinen Mehrheits-Eigentümer kennt. Die Aktionäre setzen sich aus Bürgerinnen und Bürgern liberaler Überzeugung zusammen. Was ihnen finanziell an Dividenden offeriert wird, ist bescheiden, und manchem unter ihnen dürfte das Recht wichtiger sein, einmal im Jahr an der Aktionsversammlung zu erscheinen und anschliessend zusammen mit Mitgliedern der Redaktion sowie politischen Würdenträgern ein Mittagessen zu absolvieren. In die Belange der Zeitung, in die redaktionellen Grundsätze und Richtungen können sie sich allerdings nicht einmischen, denn die Statuten verbieten die Konzentration von mehr als dreissig Aktien in einer Hand. Damit wird verhindert, dass einzelne Interessenvertreter von aussen politischen Druck auf die Journalisten ausüben. Versuche dazu hat es natürlich immer wieder gegeben, aber es gehört zur guten Tradition der NZZ, dass die Leiter des Blattes sich in solchen Fällen vor ihre Redakteure und Korrespondenten hinstellen, sie vor Angriffen schützen und oft sogar soweit abschirmen, dass der attackierte Mitarbeiter von den gegen ihn gerichteten Breitseiten nicht einmal etwas erfährt. Dass dies so gehalten wird, geschieht im Interesse der Ruhe der einzelnen Mitarbeiter und der Unabhängigkeit der Redaktion.

Die Frage natürlich wäre nach all diesen Ausführungen legitim, weshalb die NZZ überhaupt Eigentümer findet, was Leute zum Kauf einer NZZ-Aktie bewegt. Hier müsste man nun weit ausholen, viel Historisches und Politisches anführen und darzulegen suchen, weshalb sich grosse Teile des Zürcher Bürgertums von der Einsicht lenken lassen, ein Informationsorgan dieser Art liege in ihrem Interesse, auch wenn für sie damit keine täglich wahrnehmbaren und bezifferbaren wirtschaftlichen Vorteile einhergehen. Tief lotende Gedanken über die liberale Gesellschaft würden aber den hier vorgegebenen Rahmen sprengen. Inmitten einer stürmischen sozialen und kulturellen Umschichtung, die sich gegenwärtig in Europa vollzieht und auch die Schweiz nicht ausspart (sie zeigt sich handfest am Niedergang des Schweizer Freisinns, der politischen Hauptkraft des Liberalismus), hat man jetzt eher danach zu fragen, wie lange die Formen und Sitten des Bürgertums, wie sie das 19. Jahrhundert ausgebildet und das 20. bewahrt hat, noch Bestand haben werden. Die Zeiten, in denen in bürgerlichen Heimen die ausgedehnte und genaue Lektüre der bevorzugten, für massgeblich gehalten Zeitung ein täglicher Programmpunkt war, scheinen jedenfalls vorbei zu sein. Was das für die Zukunft des Presse- und Informationswesens bedeutet, darüber ist gegenwärtig eher nur ein Rätselraten im Gange.

Gültige Formen, Antworten finden muss die junge, die nächste Generation. Unsereiner hat ihre Entscheidungen zur Kenntnis zu nehmen. Man kann der Veränderung von Werten skeptisch, ja sogar ablehnend gegenüberstehen und ihre Unvermeidlichkeit dennoch gelassen einsehen. Der Verfasser dieser Zeilen gesteht indessen, dass er im Medienbetrieb, wie er sich heute herauszubilden scheint und morgen die Szene beherrschen könnte, die Journalistenlaufbahn – sollte er durch ein Wunder wieder 26 Jahre alt sein und die Universität gerade verlassen haben – wahrscheinlich nicht mehr wählen würde. Der Rückblick ist aber heiter: Meiner Generation war es noch gegeben, im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts den Beruf des Pressemannes unter optimalen Bedingungen auszuüben. Und wer das Glück hatte, aussenpolitischer Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ zu sein, durfte (mit Eric Mettler) dankbar von sich sagen, dass er das Handwerk an keinem besseren Ort hätte lernen können und dass seine Möglichkeiten, sich frei und kreativ zu entfalten, wohl in keinem Haus so unbegrenzt gewesen wären wie bei der NZZ.

Die Journalisten der NZZ waren (und sind) im Gegensatz zu einer in Zürich verbreiteten Annahme nicht fürstlich bezahlt; für ein gutes, mittelständisches Auskommen reichte es aber stets und allemal. Grosszügig dagegen, namentlich im Falle der Auslandskorrespondenten, ging es zu bei den Spesen; Reisen, soweit ihr Ertrag in der Form von Artikeln der Zeitung diente, waren zu meiner Zeit immer möglich. Man brauchte bei den Vorgesetzten um eine Bewilligung gar nicht zu fragen, es genügte, die eigene Reiseabsicht pro forma anzumelden. Die Beziehung zwischen der Auslandsredaktion in

Zürich und den Korrespondenten draussen in der Welt beruhte auf gegenseitigem Vertrauen. Neben der beinahe vollständigen Bewegungsfreiheit bot die NZZ ihren Mitarbeitern im Ausland etwas, das einmalig war: viel Platz in der Zeitung. Der NZZ-Korrespondent, von seinen Kollegen bei anderen Blättern um diesen Vorzug heftig beneidet, konnte über die Länge seines Artikels selber entscheiden. Dieses Privileg trug massgeblich zur Qualität des Blattes bei, weil die Verfasser von Beiträgen sich keinen Kürzungszwang antun mussten und aus dem Vollen schöpfen durften, wenn sie es nötig fanden, gewisse politische Sachverhalte und Hintergrundelemente ausführlich zu erläutern.

Diese sorgfältige Beschäftigung mit den Einzelheiten galt lange als eines der Objektivitätsmerkmale der NZZ; objektiv, soweit menschenmöglich, ist ja derjenige, der seinen Gegenstand, sein „Objekt“, von mehreren Seiten beleuchtet, und wenn er dies schreibend tut, benötigt er dazu mehr als dreissig Druckzeilen; er braucht Platz. Die Kehrseite: Ihre sich in die Länge ziehenden Artikel brachten der NZZ die spöttische Charakterisierung ein, sie sei „eine Zeitung, gemacht von Archivaren für Archivare“. Und ähnliches mehr. Doch was man vom Pro oder Kontra auch hält, die Diskussion über die „richtige“ Gestaltung könnte bald schon akademisch werden. Denn das Machbare unterliegt den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, und unter deren Zwang scheinen heute sowohl die Reisefreiheit der Mitarbeiter als auch die Zuteilung von Platz im Blatt für die Korrespondentenberichte an einer Schmerzengrenze angekommen zu sein.

Doch vermeiden wir die Falle, in welche die Vertreter älterer Jahrgänge so gern tappen, indem sie nörgelnd feststellen, nichts sei mehr so wie in ihren alten Zeiten. Vielleicht hat der Zwang zu vermehrter Kürze auch ihr Gutes. Die NZZ hatte stets mit der zwiespältigen (und letztlich unlösbaren) Lage fertig zu werden, dass ihre abonnierten Exemplare sowohl in Regierungsämtern, Botschaften und grosse Geschäftshäuser überall in der Welt gingen als auch in viele bürgerliche Haushalte in der Schweiz und namentlich in der Stadt und im Kanton Zürich. Politiker, Diplomaten oder Bankiers schätzten die langen, ausführlichen Analysen, während das auf Tagesinformation bedachte Zürcher Stammublikum es womöglich vorgezogen hätte, in gedrängter Form, summarischer unterrichtet zu werden. Die Zeitung sucht zwischen den einander widersprechenden Ansprüchen heute noch den Mittelweg, macht aber spürbar einige Konzessionen an den Volksgeschmack. Die vor einigen Jahren gegründete siebte Wochenausgabe, die „NZZ am Sonntag“, hat Boulevardcharakter.

Von den künftigen Entscheidungen über die Ausrichtung der Zeitung wird auch der Ruf des Blattes abhängen. Unsereiner allerdings konnte vom internationalen Prestige der NZZ noch voll profitieren – oft auch unverdient, ohne eigenes Hinzutun. Die Türen von Regierungsgebäuden und Hauptquartieren von Parteien gingen auf, wenn der Name „Neue Zürcher Zeitung“ fiel, Kabinettschefs und Minister, Oppositionsführer und Wirtschaftskapitäne zeigten sich gesprächsbereit, und es kam auch vor, dass ich, damals noch nicht dreissig Jahre alt, einem Staatsoberhaupt, etwa dem finnischen Präsidenten Urho Kekkonen, gegenüber sass und ihm meine Fragen stellen konnte. Bei all dem hiess es freilich, kühlen Kopf zu behalten und sich viel weder über die eigene persönliche Bedeutung einzubilden noch sich der Illusion hinzugeben, der Pressemann sei ein gleichrangiger Partner des Politikers. Nichts zeugt peinlicher vom fehlenden Augenmass als der Journalist, der im Glauben lebt, er sei nicht bloss Chronist, sondern mit seiner Schreibe auch ein aktiver Mitgestalter des Weltgeschehens. Seltene Ausnahmen, versteht sich, gibt es; einzelne Artikel können Entscheidungsträger beeinflussen, Enthüllungen zeitigen manchmal Folgen. Doch der Journalist, der sich als Akteur der Weltpolitik vorkommt, erinnert zumeist an jenen Sonderling in Thomas Manns Roman „Königliche Hoheit“, der um die Mittagszeit stets zum Bahnhof eilt und bei der Abfahrt des Schnellzugs den Arm hebt – im festen Glauben, er habe damit auf das täglich eintreffende Geschehen nicht bloss reagiert, vielmehr den Zug selber ins Rollen gebracht.

Dennoch ist es wahr: Mancherorts in der Welt – ich machte oft diese Erfahrung – las man die NZZ so andächtig, als wäre sie die Heilige Schrift, hielt sie in hohen Ehren. Was unsereinen als Vertreter des Blattes natürlich ehrte und freute, zugleich aber ein wenig auch in Verlegenheit versetzte. Denn wer das Redaktionsgebäude am Rande des Zürcher Bellevue Platzes von Innen kennt, der weiss, dass bei

aller Besonderheit dieses Zeitungsunternehmens selbstverständlich auch bei der NZZ nur mit Wasser gekocht wird. Anzufügen wäre sodann, dass die Bekanntheit und die Reputation des Blattes sich von Land zu Land verschieden ausnehmen. Unter den Regionen, die ich als Korrespondent kennen lernte, waren es die Länder in europäischen Randlagen, in denen die NZZ den höchsten Ruf genoss. Was das Schweizer Blatt über Schweden oder Finnland schrieb, fand dort oft viel Beachtung, und sehr ähnlich erging es mir in den späten neunziger Jahren in Ostmitteleuropa. In Ungarn etwa kam es manchmal so weit, dass ich beim Schreiben eines Artikels genau voraussagen konnte: diesen oder jenen Satz meines NZZ-Beitrags werden in Budapest die regierungsfreundlichen Zeitungen zitieren, die nächste Bemerkung hingegen werde ich auf Ungarisch in den Blättern der Opposition wiedersehen.

In der Sowjetunion war in den achtziger Jahren alles und auch dies anders. Die Behörden des Aussenministeriums, die zu den fremden Presseleuten amtliche, sachlich-neutrale und nicht selten eisige Beziehungen unterhielten, liessen gelegentlich tadelnd durchblicken, dass sie meine Berichterstattung in der NZZ missbilligten. Zweimal hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, mit Namen genanntes Objekt von Angriffen der Sowjetpresse zu werden. In der Umgebung, in der wir lebten, und in unserem russischen Bekanntenkreis in Moskau hatte freilich – das gehörte zum Wesen des abgeschotteten Sowjetstaates – niemand ein Exemplar unserer Zeitung auch nur je in der Hand gehalten.

Wiederum anders nahmen sich die Dinge in Frankreich aus. „Eine auf Deutsch geschriebene Zeitung, die in der Schweiz erscheint? Ach, gibt es die? Sicher ist sie unerheblich.“ Die Kenntnis der Schweiz in Paris reicht bis nach Lausanne oder Fribourg: bis zur französischen Sprachgrenze. Jenseits dieser Linie beginnt für die Franzosen obskures, unbekanntes Land. Ausser dem einen oder anderen weitgereisten Beamten des Aussenministeriums machte der Name meiner Zeitung keinerlei Eindruck, zumeist hatten die Leute vor der Begegnung mit mir von der NZZ nicht das Geringste vernommen. Ein einziges Mal schien es für mich da einen Lichtblick zu geben, und zwar beim Besuch der Handelskammer von Bastia auf Korsika. Auf die Frage des Geschäftsführers nach meinem Arbeitgeber nannte ich die „Neue Zürcher Zeitung“ und empfing als Antwort ein (wie mir schien) anerkennendes „oui, en effet“ (ja, allerdings). Darauf nun machte ich mir gleich meine Interpretation. Etwa so: „Siehst du, da hast du all die ignoranten Pariser, und der Mann da auf der armen, abgelegenen Insel Korsika, der kennt dein Blatt, der weiss, was hinter dem Namen steckt. Ja, die Seefahrer, in denen verbirgt sich doch ein Stück mehr Weltkenntnis als im selbstgenügsamen Volk von Paris.“ Das dauerte einen Augenblick. Bis dann mein Gastgeber im nächsten Moment seine Bemerkung zu Ende führte und damit mein Gedankenspiel zerstörte: „Aha, allerdings, Nöié Sürcér Seitüing, ja, wirklich ein schwieriger Name zum Aussprechen.“ An dergleichen liess sich Bescheidenheit lernen.



Andreas Oplatka, geboren 1942 in Budapest. Emigration in die Schweiz im Spätherbst 1956. Germanistik- und Geschichtsstudium in Zürich und in Wien. 1968 bis 2004 aussenpolitischer Redakteur der Neuen Zürcher Zeitung sowie Auslandskorrespondent in Stockholm, Paris, Moskau und Budapest. 2004 Habilitation an der Universität Wien. Er lehrt an der Andrassy-Universität in Budapest. 2005 Ungarischer Humboldt-Preis.